Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 47

Artikel: Mächte der Revolutionen [Schluss]

Autor: Fankhauser, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644461

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

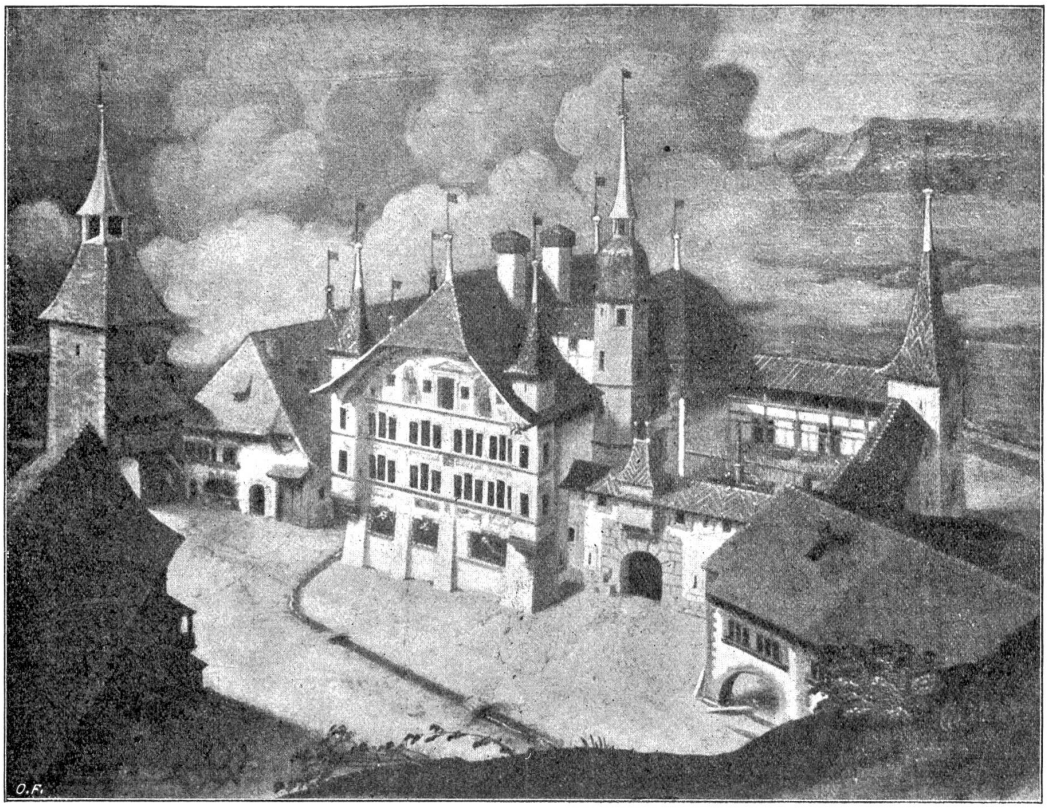
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



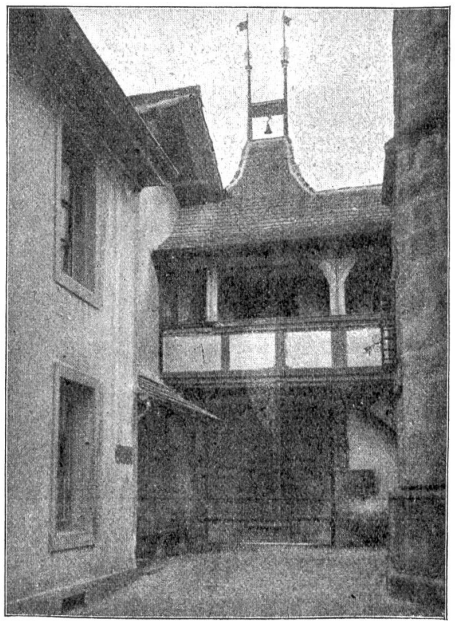
Das landvögtliche Schloss in Büren an der Aare. (Nach einem Oelgemälde von Joseph Plepp aus dem Jahre 1623.)

Römer Jüngling, die Bauschulden sein Vermögen verschlungen. Es ist aber diese Deutung wenig einleuchtend, da die Baukosten eines Amtssitzes nicht von dem Schultheißen, sondern vom Staate getragen wurden.

Mächte der Revolutionen.

Von Alfred Fankhauser. (Schluß.)

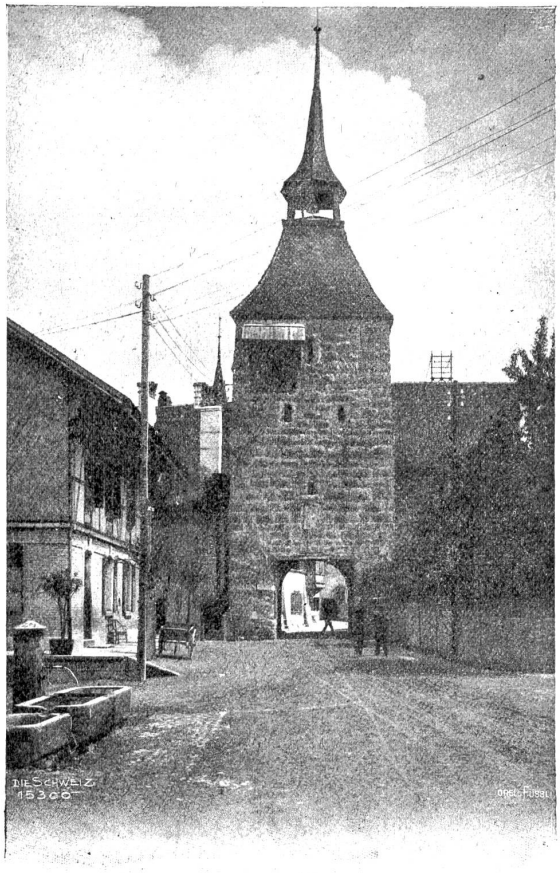
Wochenlang dauert der Rausch. Dann kommt die Ernüchterung. Man fragt nach dem Verbleib des Brotes. Man munkelt von heimlichen Festen der Vornehmen. Irgend einer hat Kunde, daß die neuen Herren mit den Tyrannen Zusammenkünfte haben und heimliche Verschwörungen spinnen. Das Volk wittert Gefahr. Die Professoren und Rechtsgelehrten im Parlament sprechen ihm zu klug und zu lang und zu unverständlich. Sie tragen auch deutlich genug zur Schau, daß ihre Herzen nicht mit dem Volke schlagen. Man kann nicht mit ihnen sprechen, wie man es gewohnt ist. Sie wollen nicht in der gemeinen Schenke trinken; sie fahren und scheuen sich, unter Fußgänger zu geraten. Haarschnitt, Kleidung, Hut und Schuh unterscheiden sich sehr von dem Mann in der Bluse und im dunklen Hemd. Wenn sie auf den Straßen erscheinen, runzeln sich die Stirnen der Arbeiter und einer ruft dem andern zu: „Gesehen? Ist einer wie der andere." Ein Widerstand erhebt sich in den Volksversammlungen gegen die gelehrten Führer. Das Volk sucht andere Namen. Neue Gruppen bilden sich. Neue politische Zirkel. Sie werden kälter, mißtrauischer, radikaler. Intelligente Gesichter aus dem Volk erheben sich und werden im Handumdrehen zu Führern dieser Zirkel. Sie stellen neue Programme auf. Neue Schlagwörter entstehen und werden durch die Straßen von Haus zu Haus getragen. Ein erster Aufstand erfolgt. Die neue Regierung greift energisch ein. Mit einem Male wird es der Masse klar: „Verraten!" Sie glaubt daran, wie sie bisher an Alles glaubte. Sie verflucht die alten Führer, ungerechterweise, wie sie früher ungerechterweise in ihnen Engel sah. Nun tritt sie in selbständige Aktion. Sie sucht ihre Programmpunkte zu ordnen, stellt sie dem Programm der bisherigen Parteien gegenüber. Und mit schmerzlichem Staunen erklären die bisherigen Führer: „Warum vertraut ihr uns nicht? Warum stellt ihr neue Programme auf? War es anfangs nicht so und so? Warum schwenkt ihr jetzt ab, da ihr doch so fest zu uns standet?



Innenseite des Schlosshofes.

Rodzianko, der Führer der revolutionären Dumafraktion, erklärt in Moskau vor dem versammelten Kongreß mit

bittern Worten: „Ich behaupte, daß der Leitgedanke der Revolution der gewesen war, es sei notwendig, den deutschen Militarismus zu besiegen und die Drohung der preußischen Hegemonie zu beseitigen. Im Anfang war die russische Revolution patriotisch und national."



Der alte Turm in Büren a. Aare.

Und jetzt soll sie nicht mehr patriotisch und national sein! Das Volk traut dem Programm der ersten Revolutionspartei nicht mehr. Es will anderswo hinaus. Es verlangt Brot und ein anständiges Leben. Seine praktischen Forderungen werden maßlos und undurchführbar. Es fordert höhere Löhnungen, um 100 % höhere. Die Folge: Alle Lebensmittelpreise stiegen um 200 %. Das Volk schreit nach den Schuldigen. Die Wucherer sollen gehängt werden. Man hängt sie. Man nimmt ihnen das Gehamsterte. Allein die Preise steigen. Denn die Hauptschuld der Not liegt nicht im Wucher, sondern im Mangel. Es fehlt wirklich an Brot. Doch das glaubt niemand im Volk. Aber jedermann schreit nach Abhülfe. Schreit nach dem Retter. Vielleicht wartet der Führer schon. Der geborne Führer der Volksmasse, dem sie blind vertraut, den sie vergöttern wird und hoch hinauf tragen, dem sie gehorchen wird, unter dessen Füßen sie seufzen wird, und auf den sie dennoch trauen wird. Der Führer aus dem Volke.

Er ist vielleicht ein halbverkommener, neidischer, finstrer Mann, der an seiner unglücklichen Kindheit leidet und in seinem Unterbewußten Rache brütet gegen die Unterdrücker seiner frühesten Jahre. Wenn er durch die Straßen geht, die Augen starr zur Erde gerichtet, die Zähne zusammengebissen, heimlich murmelnd, dann weichen die Kinder aus und die Großen sehen achselzuckend nach ihm. Wenn er in der Versammlung aufsteht, dann schweigt der ganze Saal. Seine Stimme klingt, schwer, tief, hart und feindselig, aber mit durchdringender Gewalt. Seine Gedanken sind überragend, aber es sind Gedanken des Volkes. Sie sprechen von der Not, von der Unterdrückung, von der Bosheit der Unterdrücker, sie erzählen Beispiel über Beispiel, so wie sie das Volk erzählt, aber immer mit überraschenden Schlußfolgerungen und stets mit der Forderung: „Es muß ein Ende haben." Widerspricht ihm einer, dann kommt ein solcher Hohn und Stolz in seine Stimme, daß der andere mit keinen Gründen dagegen aufkommt. Und obendrein weiß er die einleuchtendsten Gründe gegen jeden Gegner. Widerspricht man ihm, dann haßt er tödlich. Aber er verbirgt den Haß. Er hetzt das Volk auf den Gegner; er spricht Beschuldigungen aus, klar, kalt, gleichgültig, aber so überzeugend, daß die Menge in Raserei gerät. Will er es, so wird der Gegner mit Fäusten und Füßen aus dem Saal geprügelt.

Er ist ein finsterer Dämon. Zweifellos lügt er. Wie er seine Frau behandelt, weiß niemand. Sie ist eine stille, ernste, abgehärmte Frau. Wie man glaubt, ein wenig fromm. Ob er ein glückliches Familienleben führt, weiß niemand. Ob er andern nachgeht, es kann es niemand sagen. Zu Zeiten trinkt er. Dann wird er noch finstrer, aber niemals betrunken. Er hat verschiedene gute Stellungen verscherzt. Das macht seinen Haß noch größer. Nun stürzt er sich in die Revolution. Kann sein, daß er unter den Barrikaden des nächsten Aufstandes verblutet. Kann aber auch sein, daß er gefeit ist gegen Wunden und Hiebe und vom Schicksal auserlesen, ein Großer des Jahrhunderts zu werden. Er fürchtet den Tod nicht mehr als den Zahnarzt, und den fürchtet er gar nicht. Im Gegenteil. Es wird ihm zu Zeiten zum Vergnügen, eine kranke Wurzel ausreißen zu lassen; denn die Schmerzen der innern Kämpfe und die Wunden der Leidenschaft brennen mehr als jeder körperliche Schmerz.

Vielleicht ist er der Mann der Revolution. Insgeheim lebt in ihm ein maßloser Ehrgeiz. Wenn er es wagte, er träumte von glänzenden Kronen und rauschenden Festen, von Schlachtendonner und Siegesglocken; er wagt es nicht. Sein harter Sinn verbietet es ihm. Aber er treibt ihn vorwärts, dem Ziel entgegen, dessen Weg heißt: Sieg und wieder Sieg, und für jede Niederlage zwei Siege. Vielleicht ist er der Mann. Vielleicht ein anderer!

Vielleicht ist er ein Abkömmling von vornehmen Eltern, ein Abtrünniger, der seinen eigenen Stamm haßt. Er bringt mit sich alle Vorteile seines Hauses: Erziehung, Weltkenntnis, Unabhängigkeit. Sein Körper, gewaltig entwickelt, birgt einen noch gewaltigern Geist. Eine Löwenstimme donnert den Gegner nieder. Er haßt die Menschen vielleicht, weil er zu sehr lieben möchte. Deshalb wird er von allen geliebt. Er hat ein großes Herz. Seine Wohltaten sind sprichwörtlich für das Land, selbstverständlich und verächtlich für ihn selber. Unsummen hat er durchgebracht, hat Not gelitten, und dennoch steht er wieder obenan. Es ist der Titan der Revolution, wie Mirabeau der Abtrünnige. Wenn er nicht stirbt, vielleicht überläuft er den Bleichen! Vielleicht hält er es aus, das tolle Leben. Vielleicht wirft es ihn in die Grube, bevor er sein Ziel erreicht. Ihm gilt es wenig. Er fürchtet den Tod nicht mehr als ihn der Bleiche fürchtet.

Das Volk und seine neuen Führer schreiten zum Angriff. Das Chaos beginnt. Man mordet die Reichen, man verfolgt Schönheit, Intelligenz; der Gleichheitswahn hat begonnen. Nicht nur das Recht soll gleich werden, sondern tausend Dinge, die doch von Natur so furchtbar verschieden sind.

Blind stürmt das Volk vorwärts, solange nicht ein greifbares Resultat der Revolution erreicht ist: Ende des Brotmangels. Und doch kann kein Engel vom Himmel kommen und von heute auf morgen Brot schaffen. Darum schreitet die Volksmasse von Aufstand zu Aufstand. Nicht so die Führer. Sie haben von Anfang an um die Blindheit der Massen gewußt und ihre eigenen Wege verfolgt. Sie

wollen helfen; aber sie wollen auch Führer sein. Darum beginnt ihr heimliches Ringen gegen die Massen, um die Massen, für die Massen. In den politischen Klubs werden die Schlagworte geprägt, womit das Volk gelenkt werden soll. Und nicht nur der Kampf gegen sie, der Kampf gegen die Rivalen beginnt mit allen Mitteln. Die revolutionären Programmpunkte werden zu Parteischlagworten. Und während ein Führer den andern stürzt, vollziehen sich die wirklichen Taten der Revolution langsam, Punkt um Punkt: Was zu erreichen war, wird erreicht. Alte verknöcherte Staatseinrichtungen fallen. Sinnlose Besitzverteilungen, die der ganzen Gesellschaft zum Schaden wurden, werden abgeschafft. Gesellschaftliche Schäden werden blutig ausgemerzt. Regierungsmaßnahmen lindern die größte Not des Volkes.

Partei um Partei kommt ans Ruder, erfüllt die Forderungen der Volksschichten, denen sie angehören, wird gestürzt und verschwindet fast spurlos vom Feld der Politik. Nicht aber die Errungenschaften. Sie bleiben als erfüllte Forderung ihrer Wähler, die nun befriedigt sind und ein Ende der Revolution verlangen. Jede neue Partei, deren Programm in gewissem Maße erfüllt wird, geht ins Lager der Gegenrevolution über. Es hält furchtbar schwer, bis die Mehrzahl der Parteien ihre Forderungen erfüllt sieht. Vier Jahre brauchten die französischen Bauern, um die Aufhebung der finanziellen Feudallasten ohne Loskauf zu ertrotzen. Dann gingen sie zu den Parteien des Stillstandes über. Je weiter die Revolution fortschreitet, desto schwerer wird den unbefriedigten Parteien die Erkämpfung ihres Programms; denn die Gegenrevolution wächst vom ersten Tage der Revolution an. Die letzten Parteien, meist die tiefsten Schichten des Volkes umfassend, am längsten bedrückt und am meisten enttäuscht, ergreifen die Schreckensherrschaft. Es ist das Ende der Bewegung. Die Gegenbewegung kommt, ehe der Schrecken seine Ziele erreicht hat.

Die Passiven treten ans Tageslicht. Sie, die seit Jahren erwarteten, daß die Bewegung sich erschöpfen werde. Sie sind an Zahl erschreckend gewachsen. Fast alle sind Revolutionäre der Anfangszeit. Sie wagen ihre längst veralteten Forderungen nach dem Ende der Unruhe wieder zu stellen. Mit ihnen erheben sich die Gegenrevolutionäre von Anfang an, die Reaktionäre. Sie fühlen wohl, daß die Zeit bald einmal kommen wird, wo die Volksmassen nach ihnen schreien müssen, weil alle Parteien bis zur äußersten Linken erschöpft sind an Blut und Hirn und trotzdem der Himmel noch immer fern von der Erde bleibt. Sie wissen wohl, wie wenig von dem Gehofften eingetroffen ist und wie schnell die Sage von der guten alten Zeit heranwächst, von der Zeit gütiger Könige und frommer Edeldamen, schöner Prinzessinnen und herrlicher Paradezüge schöner Soldaten, sie loben Aegyptens Fleischtöpfe und verfluchen die Narren, die das Volk in die Wüste der endlosen Wirren führten. Und nun erwarten die Reaktionäre den Tag. Aber die befriedigten Revolutionäre fürchten ihn. Sie sehnen sich nach Ruhe, nach einer starken Regierung, die sowohl den Toren von links als den Schleichern von rechts den Zaun ins Maul legen wird. Der Tag der Diktatur ist gekommen. Wenn alle Volksmassen sich ausgetobt haben, wenn alle Parteien sich erschöpft haben. Einer der Volksführer wird Diktator, der stärkste, klügste, unerbittlichste. Die Revolution hat ausgelebt. Ihre Resultate hat sie erstritten. Sie stirbt, fast völlig Siegerin. Nur einige wenige der Enttäuschten, denen sie nichts gebracht, ziehen sich grollend in die engen Gassen ihrer finstern Quartiere zurück, der Same künftiger Barrikadenkämpfer, der Anfang der Tradition, daß Schurken die Revolution verraten und um ihre wahren Früchte gebracht hätten.

So walten die Mächte der Revolution, notwendig wie die Sturmwolken eines Gewitters am heißen Sommertag. Sie klären die Luft des Völkerlebens, sie bereiten die Tage ruhiger Entwicklung vor.

„Am Heidewäg".

Es Lied usem Seeland.

Von Walter Morf, Bern.

„Jitz isch is ds Heidi dänn und druus,
Jitz isch es schtill i Schtall und Hus,"
Het bi der Chrüpfe ds Geißli gseit
Und het der Chopf a Blamper gleit.

Und truurig macht du ds Schäfli „Bääh,
I ma keis Gläck meh zue mer näh,
I cha mys Heidi nümme gseh.
Jitz ha-n-ig o im schönschte Chlee,
Wenn ds Möisi singt: 's isch wyt, 's isch wyt,
My Chummer und my Längizyt."

Da brummlet d'Chue der Bare-n-uf:
„Es geit ja da e jede Schnuuf
Em Heidi nache, 's chunt mer vor,
Gly gyri de no ds Gartetor:
O, Heidi, Heidi, chum z'düry . . .
Am beschte schickt si Bänz no dry.
Der Chrischte tuet em dümmschte no.
Är isch scho mängisch zue mer cho
Und het mer gchrauet uf em Chopf,
Und het de gmeint: I arme Tropf!
Gäll, Chueli, gsehsch es jitz o y,
Mir chöü nid ohne ds Heidi sy?
Jitz bi-n-i ds Chueli, guete gnue!
Jitz bi-n-i nümm e dummi Chue!
Und ds Züsi, wenn es d'Milch het gnoh,
So sy-n-ihm mängisch d'Träne cho.
's het mängisch gseit, däm junge Bluet
Tät jitz di süeßi Milch o guet.
Der Atti isch o z'hinderfür!
I ghöre ne bi jeder Tür.
I ghöres wie-n-er rüeft und kückt
Und wie-n-er d'Falle-n-abedrückt
Und wie-n-er seit: Bi-n-ig de blind,
Wo schteckt ächt üses Fahrichind?"

Verusse und im Schtall und Hus
Isch ds Wärche gange wie ne Schnuus.
Der Tag us bis i alli Nacht
Het's Hüscht und Hott a eimzue gmacht.
Der Pflueg het d'Mutte gleitig gcheert.
Der Charscht het jedem Gjätli gwehrt,
Und d'Egge het der Acher gschtrählt.
Am Saatguet het es o nie gfählt.
Kei Chräje het's meh fürepickt,
Was d'Trohle het i Acher drückt.
Und d'Sunne het de d'Cheischte gweckt.
De het der Räge d'Gresli gfeckt,
Daß si i d'Höchi gschosse sy,
Und Bänz het gmeint: Jitz wei mer chly
O üse Herrgott mache lah,
's wird sünsch no Wärch ar Chunkle ha.
Es het der Wetzschtei d'Braue gnoh.
Was Fäcke het, isch schnäll dervo,
Wo d'Sägesse am Bode na
Es Rüngli mit em Gras het gha.
Und Syt und Syt het's gmacht im Takt.
Ds Ameisli het sys Wäärli packt
Und het de gmeint: „I wott jitz gah,
Sünsch bi-n-i wie ne Lööli da.
Mi gseht's, wie Bänzes wärche chöü,
Hütt schteit no ds Gras und morn lyt ds Höü
Scho chlaftertief i Schopf und Schüür.
Wie's färn isch gange, geit's o hüür!"
I große Plätze sy de no